

Aus meinen Erinnerungen

Autor(en): **Susman, Margarete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **48 (1954)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-139949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die neue Weltordnung zugleich. «Wir aber warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt» (2. Petr. 3, 13), und weil wir warten, gehen wir – an die Arbeit!

Des sind wir fröhlich – fröhlich in Zuversicht (Röm. 12, 12).

Gerhard Gloege

Aus meinen Erinnerungen

Ich versprach, meine Erinnerungen fortzusetzen; aber je weiter mein Leben vorrückt, um so schwerer und fast unmöglich wird es, es in Bildern darzustellen. Ich kann jetzt noch mehr als bisher nur in Andeutungen schreiben, unter denen mein wirkliches Leben fast verloren geht. Nicht nur, weil das Schicksal selbst schwer war und immer schwerer wurde, sondern auch, weil das damalige Leben mit dem heutigen kaum noch etwas gemein hat. Auch die bedeutenden Gestalten, denen ich begegnet bin, kann ich kaum von ferne berühren und ebenso die geschichtlichen Ereignisse, die mein Leben durchkreuzt und gestaltet haben. Ich möchte, daß meine Leser diese Erinnerungen lesen, wie man einen Fluß vorüberziehen sieht, dessen leichte Wellen man wohl sieht, dessen Grund aber dem Auge verborgen bleibt. Im ganzen erscheint mir mein Leben heute als ein schwerer, fast zu Ende geträumter Traum, den ich selbst zu deuten nicht fähig bin.

Ich war noch sehr jung, als wir nach dem frühen Tod meines Vaters mit meiner Mutter von Zürich nach Hannover zogen; nicht in ein rosen- und weinumspannenes Haus in einem herrlichen Rosengarten, sondern in eine bescheidene, aber nicht unfreundliche Mietswohnung in der Stadt. Meine Mutter – ihr Bild ist weit schwerer zu entwerfen als das meines Vaters; ich möchte es am liebsten so tun, wie ich es aus meiner frühesten Kindheit in Erinnerung habe: bei aller Strenge zärtlich, liebevoll und voll Anmut, voll Geist und Humor, wie sie mir auch später von Verwandten und Freunden immer geschildert wurde. Aber mit dem Tode meines Vaters und ihrer Krankheit veränderte sich langsam ihr Wesen, und es war bei allem heißen Bemühen schwer, ihre Forderungen zu erfüllen. Und doch: wenn sie gesund geblieben wäre, wie wunderbar hätten wir uns verstanden! Die dichterische Begabung kam mir sicher von ihr, wenn ich auch nur wenige von ihren Gedichten noch kennengelernt habe. Aber obwohl ich damals durch ernste Pflichten streng gebunden und durch die Verhältnisse unfrei war, erinnere ich mich manches schönen Augenblicks aus jener Zeit, weil mein inneres Leben von meinem äußeren nie vollkommen abhängig war.

Und dann geschah etwas Wunderbares: An die Stelle meiner Mutter trat mit Autorität und Liebe meine um wenige Jahre ältere Schwester, von mir um ihrer hellen schlanken Schönheit willen damals immer

der Schwan genannt. Sie war ein wunderbar wahrhaftiger Mensch und hat wohl dadurch einen so großen Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt. Aber auch eine gewisse Weltfremdheit und Schüchternheit, die mich von früh an begleitete, ist vielleicht durch die zu große Jugend meiner Erzieherin lange noch mein Teil geblieben. Der Glaube an jedes Wort, das ein Mensch zu mir sprach, das Eingebettetsein in die Formen des Lebens, die anzutasten, zu durchbrechen mir niemals in den Sinn gekommen wäre, während alle um mich her schon ein freieres und bewußteres Leben lebten, hat noch lange mein Dasein beherrscht. Daß auch mein Studium durch die Krankheit meiner Mutter noch für Jahre verzögert wurde, habe ich damals schwer hingenommen.

Nie vergesse ich den Augenblick, in dem ich zum erstenmal ein bescheidenes kleines Zimmer in einer mir fremden Stadt betrat, das aber mein eigenes Zimmer war. Frei, Freiheit rief damals alles in mir – so sehr ich auch die, die ich daheim zurückgelassen hatte, liebte. Ob ich diese Freiheit richtig nutzte, weiß ich nicht. Ich arbeitete fleißig, ich lernte manches, und es wurde mir im Studium der Malerei durch ein neues Anschauen aller Dinge ein neuer Anblick des Lebens geschenkt. Ich lernte auch manche Menschen kennen, deren Namen wohl heute zum Teil noch bekannt sind; die meisten freilich sind längst verklungen. Und ich lernte dort auch den Mann kennen, dem meine erste große Liebe galt, einen selten schönen, begabten Menschen, den ich darum hier erwähnen muß, weil er um Jahre später mein Mann geworden ist. Damals, als ich ihn am meisten liebte, habe ich seine Werbung abgewiesen, weil er einige Jahre jünger war als ich und ich ihn nicht zu früh binden wollte. Ich verließ ihn darum ohne Abschied.

Als dann in München das Studium der Philosophie endlich Raum in meinem Leben gewann, beschäftigte mich nur das Denken selbst als ein wahrhaft Wesentliches, nicht seine Stellung und Verwertung in der Wirklichkeit. Mir lag nur daran, die Gedanken der Großen, ihre Anschauungen des Wirklichen kennen zu lernen, niemals dachte ich daran, Philosophie als Beruf zu ergreifen. Ich hörte die Vorlesungen, die mich anzogen, nahm auch bald schon die Bücher der Größten zur Hand, deren Gehalt ich allein aus sich selbst zu verstehen unternahm. Ich lernte den geistigen Beherrscher des Abendlandes, Augustinus, kennen, ich liebte Spinoza, über den ich meine erste, rein philosophische Arbeit veröffentlichte; und ich erinnere mich, wie mir beim Lesen des Symposions des Plato, als ich von dem Erkennen aller Schönheit und Wahrheit als der Wiedererinnerung einer längst vergessenen, vor der Geburt schon erschauten Wahrheit las, vor Schrecken das aufgeschlagene Buch aus den Händen fiel.

Ich habe es mir mit dem Forschen und Denken zu jener Zeit nicht leicht gemacht. Zugleich hat aber auch das Dichten immer mehr mein Leben beherrscht. Es verging kaum ein Tag ohne ein Gedicht. Aber viel später erst ist mir aufgegangen, daß auch das Dichten nicht nur eine

Entlastung der Seele, sondern auch eine ernste Meisterschaft des Geistes ist, die zunächst den Meister erfordert. Ich habe nicht ohne zu arbeiten gedichtet, aber ich wußte noch nicht, wieviel fremde Arbeit es aufzunehmen gilt, bevor eine vollkommene Dichtung entsteht. Eine Führung wäre mir bei meinem Dichten als eine Art Abirrung vom Eigenen erschienen, während ich doch das Malen, das mir viel mehr Mühe machte, als ernste Arbeit bei einem Meister betrieben hatte.

Und doch ist mir damals als erster hoher Meister der strenge Stefan George begegnet, der sogar meinen ersten Gedichtband und mich selbst mit Freundlichkeit aufnahm, dessen Dichtung ich dann tief verehrte und über den ich sehr vieles geschrieben habe. Aber eben dieser Meister konnte mich darum nicht leiten, weil sein Leben und Schaffen eine ganz andere Richtung einschlug als mein eigenes, so sehr viel bescheideneres, dem ich trotzdem die Treue wahren mußte.

Sehr früh hat auch von verschiedenen Seiten der Tod in mein Leben eingegriffen und sehr vieles in ihm bestimmt. Früh starben so viele, die mir nahe waren. Früh starb auch mein nächster Jugendfreund, ein seltener, nirgends eingeschränkter Deutscher, der eine solche Macht des Geistes hatte, daß ich bis heute den Glauben habe, daß – zumal er schon in frühester Jugend auf verschiedenen Gebieten große Arbeit geleistet und einen großen Kreis von Freunden um sich hatte – wenn er und auch nur einige dieser Freunde am Leben geblieben wären, Hitler nie zur Macht gelangt wäre. Gerade die große Stille und Festigkeit seines Wesens, die wachsende Abgewandtheit vom Leben hätten das politische Feuer jeder Revolution gebannt, und die dämonische Raserei, die viel später Deutschland überfiel, von seinem Volke ferngehalten. Es ist vielleicht nur ein Traum, aber ein Traum, der noch heute in mir lebendig ist.

Zugleich mit dem Studium der Philosophie sind aber auch die religiösen Fragen wieder neu in meinem Leben aufgebrochen. Da ich die Evangelien vor dem Alten Testament kannte und vom Judentum nichts wußte, ging ich in jener Zeit zu einem Rabbiner, um jüdischen Religionsunterricht zu nehmen. Der Unterschied zwischen Judentum und Christentum war damals in meiner Seele fast zerronnen. Ich empfand im Judentum das Christentum und im Christentum das Judentum. Und doch ist bei aller tiefen Liebe zu Christus das Zerreißen des Gewandes des Hohenpriesters Kaiphas beim Anblick des leibhaftigen Sohnes dessen, den kein Auge erblicken darf, mir immer als eine letzte Wahrheit geblieben.

Es gab Zeiten, in denen ich dem Gedanken der Taufe nahe war. So, als ich mich mit einem Manne verheiratete, dessen christliche Eltern glühend meine Taufe wünschten. Ich hatte schon den Religionsunterricht bei einem Pfarrer durchgeführt, aber im letzten Augenblick sandte ich ihm ein Telegramm, es sei mir unmöglich, mich taufen zu lassen. Ich konnte aus einem nicht rein religiösen Grunde nicht zum Christentum übertreten; und es hielt mich sicher auch ein wohl jedem jüdischen Menschen bekanntes Gefühl einer nicht zu durchbrechenden Treue zurück.

Zur Ehe hatte ich mich aber entschlossen, und es schien mir, als liefe von nun an mein Leben ruhig und gefestigt weiter. Aber schon die geschichtlichen Geschehnisse und vielleicht auch meine eigene Arbeit neben der steten Sorge für mein Kind machten ein solches Leben unmöglich. Ich habe während meiner ganzen Ehe auch zu den nächsten und vertrautesten Menschen nie ein Wort über sie gesprochen, weil mir dies als eine Art Untreue erschienen wäre; so möchte ich auch jetzt nichts von ihr erzählen. Ich kann nur sagen: es war eine gute Ehe, in der trotz der Verschiedenheit der Naturen nie ein böses Wort gefallen ist. Und doch habe ich mit ihr vielleicht den Fehler begangen, den Goethe in den Wahlverwandtschaften rügt: daß ich auf einer späteren Stufe eine Verbindung eingegangen bin, die auf einer früheren angelegt und auf ihr nicht gelebt worden war.

Kaum ein Jahr nach meiner Heirat wurde unser Sohn geboren. Es war eine sehr schwere Geburt, vor allem wohl darum, weil ich vor der Verantwortung zurückschreckte, ein neues mit Schicksal und Tod beladenes Leben in diese mir fremde Welt zu setzen. Das kleine, im Anfang häßliche Geschöpf wuchs bald zu einem sehr schönen und seltsam begabten Wesen heran, das schon in seinen frühen Kinderjahren die tiefsten und eigentümlichsten Gedanken aus sich entwickelte. Mit vier Jahren stellte er mir beim Frühstück die erste philosophische Frage: «Sieht man eigentlich die Sachen richtig?» Und als ich ihn fragte, wie er das meine, antwortete er nicht weniger philosophisch, aber etwas anschaulicher und gröber: «Ist mein Butterbrot keine Eisenbahn?» Es war fast dieselbe, nur vom Schmerz nicht getrübe Frage, die ich mir im gleichen Alter gestellt hatte: «Ist das, was in mir ist, wohl Mitleid?» Er suchte von da an in allem, was er sah, zunächst die Wahrheit zu begreifen und traute dem Schein der Dinge nicht. Stets stellte er aus sich selbst diese Fragen, ich habe ihn nie darauf hingewiesen. Während er in der Schule die primitivsten Aufsätze über die einfachsten Dinge schrieb, schrieb er zu Hause die tiefsten Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, die mich immer verblüfften. Und er schrieb sie im reifsten philosophischen Stil. Er selbst begriff es so wenig wie ich, woher ihm diese Erschließungen kamen, aber sie brachen stets neu aus ihm hervor. Auch ihm war wie mir das Äußere fremd, es war ihm noch mehr als mir selbst ein Traum.

Während er so neben uns heranwuchs, wechselten wir abermals unseren Wohnort: wir zogen von Berlin an den Zürichsee, den mein Mann besonders liebte. Wieder in ein Haus in einem schönen Rosengarten, und ich trieb auch dort meine Studien weiter. Vieles ist zu jener Zeit auch öffentlich von mir erschienen.

Man könnte sagen: es war eine schöne Zeit. Aber man hört hinter ihr doch schon ein unterirdisches Grollen, das uns immer näherrückte. Als wir, mein kleiner Sohn und ich, an einem schönen Sommertag von einer Fahrt auf dem Zürichsee heimkehrten, trat in dem Augenblick, in

dem ich den Fuß auf das Ufer setzte, mein Mann auf uns zu und sagte: «Es ist Krieg!»

Krieg – was war das? Ich kannte ihn nur aus Büchern; und aus diesen in einer Vergangenheit, die ich nur halb begriffen hatte. Trotzdem war es mir im ersten Augenblick klar: es war etwas Furchtbares geschehen; zwei Zeiten brachen auseinander und waren nie mehr zusammenzufügen. Und immer ging mir seit jenem ersten Wort unaufhörlich der alte Choral: «O Haupt voll Blut und Wunden» als neue Wahrheit im Kopfe herum, und ich erlebte, was er meinte: Es ging plötzlich ein Riß durch die ganze Menschheit.

Und doch war die ganze Bedeutung und Unmenschlichkeit des Krieges zu erkennen mir zu jener Zeit noch fern. Ich begriff zunächst nur, daß er auch für mich eine Aufgabe war. Ich versuchte von da an zu retten, zu helfen, wo ich konnte. Ich versuchte zunächst Deutsche aus den französischen Gefangenlagern zu befreien, und bei manchen ist es mir durch eine langwierige Korrespondenz wirklich gelungen. Ich las von da an die Zeitungen und Bücher aller Länder, um die Veränderung einer Menschheit zu begreifen, die ich bis dahin ganz anders gesehen hatte.

Sehr bald griff dann auch der Krieg in mein ganz persönliches Leben ein. Mein Mann, der dies in der Schweiz gut hätte vermeiden können, rückte als Sohn eines hohen Offiziers sogar freiwillig in den deutschen Militärdienst ein. Damit war eine Epoche seines wie meines Lebens abgelaufen; denn er hat sich nie mehr von der Einsicht in die Schrecken und Wirrnisse des Krieges erholt. Da er sich zum körperlichen Militärdienst untauglich erwies, wurde er in den kaiserlichen Pressedienst in Frankfurt eingezogen. Er ließ dann unseren Sohn und mich ihm bald darauf nach Frankfurt folgen. Ich nahm das provisorische Leben, das sich daraus ergab, wie alles Äußere willig hin. Nicht lange darauf erkrankte ich schwer und lag für lange Zeit dort im Spital. Meine Schmerzen waren wohl nicht geringer als die eines schwer verwundeten Soldaten; dies hat mich damals fast getröstet, weil es mich selbst in den Krieg einbezog, den ich so ganz auch als eigenes Schicksal empfand.

In der zweiten Hälfte des Krieges, als ich noch kaum wiederhergestellt war, bin ich mit meinem Sohn, der auch von einer schweren Krankheit noch nicht geheilt war, in die Schweiz zurückgekehrt und auf Wunsch des Arztes in die Berge gegangen. Dort erinnere ich mich auf dem Höhepunkt des Krieges eines Erlebnisses, das die Menschen, auch die kriegerischen, ganz anders und wieder wie einst mir zeigte. In dem Bergort, in dem wir waren, war eine große Anzahl französischer Soldaten interniert; man begegnete ihnen auf den Weiden und an den Zäunen, und die armen, ihrer Arbeit beraubten Menschen sahen rauh und verbittert aus. Da, eines Tages, als ich gerade einem größeren Trupp dieser Soldaten begegnete, wurden von oben zwei ganz junge, zarte, schneeweiße Zieglein herabgeführt; ich sah die Soldaten an: da war keiner, auf dessen Antlitz nicht ein leises, gerührtes Lächeln erschien.

Sie waren alle von dem Anblick dieser anderen schuldlosen Wirklichkeit getroffen, und man sah, wie wenig der Krieg, dem sie dienen mußten, ihrem eigentlichen, dem menschlichen Wesen entsprach.

Trotz all dem war das Grauen nach dem Ende dieses Krieges kaum geringer als es der Krieg selbst gewesen war. Schmerz und Jammer, Lust und Taumel, alles raste durcheinander. Vollends in der Stadt nahm die Verwilderung aller Lebensformen und Beziehungen dermaßen zu, daß wir uns fürchteten, unseren Sohn in dieser Umgebung aufwachsen zu lassen. So kam es, daß mein Mann seine glänzende Stellung in Frankfurt aufgab und ein schlichtes Haus an der Schweizergrenze kaufte. Es schwebte ihm etwas wie eine Siedlung nach dem Plan von Gustav Landauer vor, und er hoffte, da viel davon geredet worden war, daß alle näheren Freunde uns folgen würden. Aber es kam anders als er dachte; es kam niemand uns nach, weil alle zu sehr an die Stadt und an ihre Stellungen gebunden waren.

Ich erschrak, als ich das Haus zuerst erblickte. Es war ein Haus mit acht Zimmern, das keinerlei Erleichterung für die alltägliche Arbeit gewährte. Und doch: es wurde mir froh zumute, als ich dann wieder aus dem Haus heraustrat und um mich her eine weite grüne Wiese fand. Denn immer, wenn ich auf einer solchen frischen grünen Wiese stand, war mir, als hätte mich Gott in diesem Augenblick geschaffen. Und die vielen Obstbäume rings um das Haus ließen sie noch schöner und reicher erscheinen. Ich sah nur die wunderschöne Landschaft, aus der mir die Liebe zum Leben kam.

Aber die Jahre, die nun folgten, waren schwer. Mein Mann leistete unermüdlich die ganze Arbeit in Haus, Hof und Garten, die aber nicht die seine war; und auf meine Schultern sank für acht Jahre die Arbeit herab für ein großes Haus mit allem, was zu ihm gehört: Reinmachen, Waschen, Bügeln und Kochen für drei Personen und viele Gäste. Denn die Hilfskräfte waren zu jener Zeit schwer zu erlangen; es war ja die Zeit der wachsenden Inflation, an deren Ausmaß wir beide wenig gedacht hatten, und die alle tätigen Menschen in die Schweiz oder in die wie Pilze aufschießenden Fabriken zog, da Privatleute in Deutschland von nun an immer weniger zahlen konnten.

Es war ein Leben wie im Wahnsinn, und wie ein Wahnsinn war auch sein Ende. Als schon die Fläche unseres großen Küchentisches vollkommen mit Milliardenscheinen zuzudecken war, konnten wir kaum ein Brot bezahlen. Und als eines Morgens vor der Schule mein Sohn plötzlich zu mir kam, um mir zu sagen, sein Vater habe ihm Geld gegeben, um die Elektrizitätsrechnung zu bezahlen, er dürfe aber nicht einmal vorher frühstücken, um keine Zeit zu verlieren, und ich ihm in der Hast doch eine Tasse Kakao einschenkte, fiel in dem Augenblick, als er zahlen wollte, der Schalter mit einer neuen Verordnung über die Währung vor ihm herab, und er hatte 100 000 Mark zu wenig.

Dies alles erscheint heute wie ein böser Traum und ist doch eine so

furchtbare Wirklichkeit gewesen, daß unzählige Menschen, unzählige Ehen, unzählige Existenzen zugrunde gegangen sind.

Ich habe mir damals zuweilen den Vorwurf gemacht, daß ich das Leben zu sehr geliebt hatte, während doch alles um mich in Scherben ging und schon eine Art neuer Sündflut hereinbrach. Ich habe wohl an das Leiden der Menschen gedacht, aber es damals vielleicht nicht tief genug gelitten. Mein Mann dagegen war durch den Krieg bis in die Wurzel seines Lebens gebrochen. Später, wenn ich an ihn dachte, ist mir oft das Wort Hemingways in den Sinn gekommen, daß nach diesem Kriege Worte, vollends ernste und gar heilige Worte, überhaupt keine Geltung mehr haben, daß nach ihm die Menschen nur noch das Recht hätten, Straßennamen und Eigennamen auszusprechen. Ich begreife selbst nicht, wie ich zu jener Zeit der aufs höchste gestiegenen Inflation überhaupt noch leben konnte, und doch erinnere ich mich deutlich eines Gespräches mit meiner Schwester über die Seelenwanderung. Sie sagte: «Nein, ich habe genug vom Leben, ich möchte nach meinem Tod nicht wiederkommen.» Meine Antwort darauf war: «Ich möchte wieder und wieder leben, ich möchte noch tausendmal wiederkehren.» So freudig erschien mir selbst damals bei all seiner Schwere mein Leben.

Wenige Tage später fiel dann jäh ein leises, unerwartetes Wort, das mitten in mein Leben traf. Und im selben Augenblick senkte sich über mein Dasein plötzlich ein schwarzes Tuch herab und deckte es für immer zu. Mein Lebenswille war zerbrochen. Aber das Seltsamste ist: die Natur, die ich so innig und freudig geliebt hatte, nahm an diesem Zusammenbruch teil. Vor unserem Haus stand ein großer Birnbaum, den ich vor allen Bäumen liebte; im Frühling war er wie eine schimmernde, aus Blüten aufgebaute Burg, und ich stand oft nachts lange am Fenster und bewunderte seine lichte Pracht. Er gehörte in jeder Jahreszeit zu meinem Leben. Da, am Tage, nachdem das schwarze Tuch auf die Welt herabgefallen war, erhob sich plötzlich ein Wirbelsturm, wie ich ihn nie vorher und nie nachher erlebt habe. Alle Dinge am Boden gingen im Kreis, und die mächtige Krone des Baumes wurde von oben bis unten gespalten.

Ich glaube, daß alle, die um mich waren, etwas von der seltsamen Einheit dieses Doppelzusammenbruches ahnten, wenn ihn auch keiner zu deuten wußte. Ein leises Wort, ein mächtiger Baum – und dazwischen ein glühendes Menschenherz, das beide geheimnisvoll verband. Eine Freundin, die meinen Schmerz über den zerstörten Baum sah, sagte: «Du wirst sehen, er wird wieder blühen.» Ich sagte: «Ja, aber nur die eine Seite.» Und so ist es in seinem und meinem Leben gekommen.

Ein Zufall, wie ihn die Menschen verstehen, ist dieses Erlebnis nicht gewesen. Es war aber auch kein Aberglaube dabei, weil es eine so vollkommene Wirklichkeit war. Es bedurfte fast zweier Jahre, bis ich mich von dem Schlage erholte, und das schwarze Tuch ist nie mehr – außer in seltenen Augenblicken – von meinem Leben fortgesunken.

Margarete Susman